

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 1 (1897)

Artikel: Hebelfest und Hebelmähli

Autor: Gessler, Albert

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587734>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

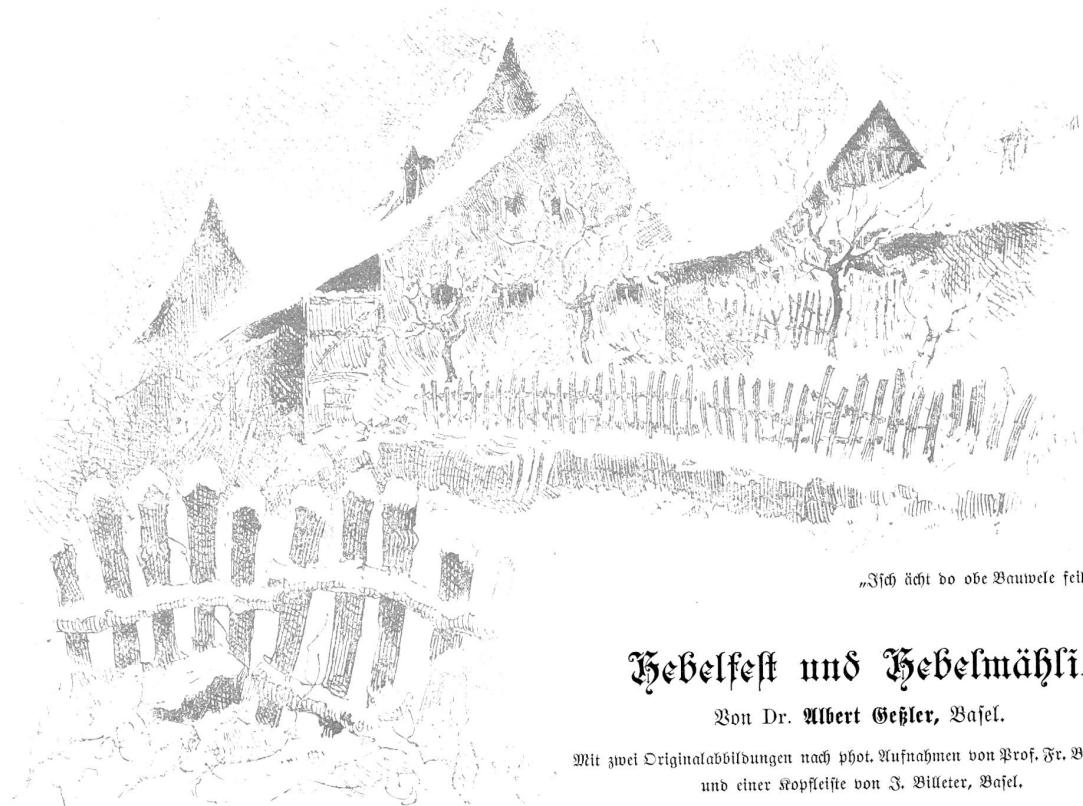
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Hebelfest und Hebelmähli.

Von Dr. Albert Geßler, Basel.

Mit zwei Originalabbildungen nach phot. Aufnahmen von Prof. Fr. Burckhardt und einer Kopfleiste von J. Billster, Basel.

Wo ist ein Volk, das seine Dichter ehrt? Diese Frage scheint müßig oder gar verwegend. Denn in aller Welt ehren die Völker ihre Dichter, nicht immer zur rechten Zeit, nicht immer so, daß dem Dichter die Ehrung noch bei lebendigen Leibe wohl thun kann. Aber noch kein echter Dichter ist auf ewig verkannt geblieben; die Besten seines Volkes haben ihn schließlich immer nach seinem wahren Wert geschätzt und haben wenigstens dem Toten den Lorbeer um die Stirne geflochten. Aber eben, es sind immer nur die Besten, von denen Dichter geehrt werden; die geistige Elite des Volkes allein treibt ja Litteratur und lädt sich von Dichtern aus dem gewöhnlichen Gang des Daseins in die hellen Gebiete der Phantasie führen, wo die Seele reinere Luft atmet und sich stärkt, damit aus ihr dann später wieder ein verklärnder Strahl auf das weniger bewegte oder oft unschön bewegte Alltagsleben flieze.

Ich darf also ruhig fragen: Wo ist das Volk, das seine Dichter ehrt? das Wort Volk in seinem umfassendsten Sinne genommen. Vielleicht ist es aber noch besser, die Frage so zu wenden: Wo ist der Dichter, der von seinem ganzen Volke — Volk als die Gesamtheit aller Landes- und Sprachgenossen aufgefaßt — so geehrt wird, daß er einem jeden, dem Besten wie dem Geringsten, dem geistig Hochstehenden wie dem Ungebildeter als ein lieber, als der beste Freund, als der einzige bewährte Führer ins Reich des Schönen erscheint? Ich glaube, wir können die ganze Welt umwandern und werden keinen Dichter finden außer Johann Peter Hebel.

Allerdings ist das Volk, das, Jung und Alt, Reich und Arm, ihn als seinen besten, seinen einzigen Dichter ehrt, kein Stamm, der über hunderte von Quadratmeilen gefaßt ist. Es ist nur ein kleiner Bruchteil des alemannischen Sprachgebietes, in welchem Hebel der Fürst der Dichter ist; aber dort ist er es ganz und wie kein zweiter Dichter mehr. „Wer sich davon überzeugen will,“ heißt es in einer ungedruckten Festrede, die am 10. Mai 1860, dem hundersten Geburtstage Hebels, Herr

Prof. Fritz Burckhardt vor den Freunden des Dichters in Basel gehalten hat, „der besucht thalauf thalauf im Wiesenthal die Bauernstuben und sehe nach, wo in der einförmigen Büchersammlung sich nicht ein abgegriffenes und unbestaubtes Exemplar der Werke Hebels oder wenigstens seiner alemannischen Gedichte findet.“

An den ebenerwähnten 10. Mai 1860 möchte ich nun meine Leser zurückführen, um ihnen zu zeigen, wie von diesem Jubiläumstage an die lebendige Liebe des Volkes zu seinem Dichter sich Jahr um Jahr vor Aller Augen zeigt. Das heißt, ich möchte in Kürze die Entstehung und den Verlauf des Hebelfestes schildern, welches an jedem 10. Mai in Hebels Heimatort Hausen im Wiesenthal gefeiert wird, und das trotz seiner echt ländlichen Bescheidenheit ebenso eigentümlich in seiner Art ist wie die Verehrung, die der Dichter bei dem eng eingegrenzten Völklein im Wiesenthal genießt und übrigens genossen hat, lange bevor das Hebelfest in Hausen eingerichtet worden ist.



Das Hebelhaus in Basel vor seinem Abbruch im Jahr 1890. Nach Phot. von Prof. F. Burckhardt in Basel.

Als Johann Peter Hebel's hunderter Geburtstag heranrückte, wetteiferten die Freunde seiner Poesie von Basel rheinabwärts bis nach Mannheim, ihm, den Liebling des Volkes, zu ehren, und besonders im Wiesenthal herrschte eine frohe Begeisterung. In der Nacht vom 9. auf den 10. Mai 1860 loderten Freudenfeuer auf allen Bergen; in Haufen vor der einfachen Kirche wurde ein Denkmal des Dichters enthüllt; die Schopfheimer Lesegeellschaft kaufte das Haus an, wo Hebel's fröhligstorbene Eltern mit ihrem Knaben ihr kurzes Glück verlebt hatten; eine Hebelstiftung sollte einmal dazu dienen, in diesem Hause verwahrloste Kinder zu versorgen. Auch Karlsruhe hatte Aehnliches gethan, und schließlich kam auch Basel mit seinem Angebinde, vielleicht der lieblichsten unter allen den Widmungen zu Hebel's Ehrengedächtnis. In derselben Gesellschaft von Hebefreunden nämlich, in welcher die vorhin angezogene Rede gehalten worden ist, erinnerte man sich, daß Hebel, der am 22. September 1826 siebenundsechzigjährig gestorben war, nie und da den Gedanken hatte laut werden lassen, er wolle in seinem Testamente eine Summe aussetzen, aus deren Zinsen den ältesten Männern seines Heimatortes jeden Sonntag Abend ein Schöpplein solle bezahlt werden. Eine echt Hebelische, freundliche Idee. Das war nun aus zwei Gründen unterblieben. Erstens ist Hebel unvermutet auf einer Prüfungsreise, die er als Prälat und Mitglied der Schulbehörde internahm, in Schweizing vom Tode ereilt worden, ohne daß er mehr an sein Testament hätte denken können. Zweitens hatte er kurz vorher sein Vermögen beim Sturz eines Bankhauses verloren. Die in Hebel's Geiste vereinigte Baslergesellschaft beschloß deshalb auf Anregung ihres schon genannten Festredners, Prof. Fritz Burckhardt, den Gedanken eines allsonntäglichen Hebelgeschoppens zu verwirklichen. Eine am Feiertag herumgebote Liste sammelte ein kleines Kapital, das durch die eifigen Bemühungen des Chemikers Prof. Schönlein vermehrt wurde, heute Fr. 3785 beträgt und von der akademischen Gesellschaft verwaltet wird. Man sah nun aber sogleich ein, daß die Sache mit dem Schöpplein an Sonntag Abenden sich nicht gut machen lasse, und es wurde beschlossen, alljährlich am 10. Mai den zwölf ältesten Bürgern von Haufen ein einfaches Mahl, das „Hebelmähl“ zu spenden; man wollte selbst kommen und mit den Wackern zusammen speisen, Hebel's Gedanken und in Ehren vergnügen sein. Der Überschüß der Zinsen sollte an zwei unbescholtene Hochzeitspaare von Haufen verteilt und außerdem sollten den vier bräusten Schülern, zwei Knaben und zwei Mädchen, Hebel's Gedichte geschenkt werden. Eine fünfgliedrige Kommission, die sich durch Cooptation ergänzt, sollte die Ausführung dieser Beschlüsse beorgen.

Das ist der Ursprung des Hebelfestes.
Seit dem Jahr 1860 fahren denn auch jeden 10. Mai die Basler, und zwar nicht nur jene fünf Kommissionsherren, sondern eine Schar Hebefreunde hinaus in das im ersten Frühlingschein glänzende Wiesenthal. Unterwegs vermehrt sich der Trupp; an

allen badischen Stationen steigen weitere Teilnehmer ein. Man kommt nach Haufen. Böller krachen, die grüne Gemeindefahne weht über dem Hause des Bürgermeisters, die ganze Dorfschaft, zuvorwerft die zwölf Alten, steht wartend da. Mußt. Man steigt aus und schüttelt sich die Hände. Zuallererst mustert man die Gesichter der Zwölf; es ist ein neuer drunter; er hat lange Warzen müssen, der Alte da, bis sein Vorgänger sein Grab „im dichten Grund“ aufgefacht hatte. Es geht nämlich in Haufen die Sage, daß, wer sein Leben bis in die Jahre der Teilnehmerschaft am Hebelmähl bringe, ein langes und gesundes Alter vor sich habe, da die frohe Erwartung des jeweiligen nächsten Festes die Lebensgeister frisch erhalten und den Tod verscheuche. Auch junge Leute sind da, zwanzig bis vierzigjährige, und sie erzählen mit Stolz, daß auch sie einst als beste Schüler das „Hebelbüchlein“ errungen hätten, das höher geschätzt wird als alle Schulprämien. Es bildet sich dann ein Zug; die Mußt setzt aufs Neue ein, und über den lieblichen Wiesenflug geht's zu einem einfachen Triumphbogen; er zeigt jedes Jahr dieselbe künstlose Architektonik, und jedes Jahr prangt derselbe Vers daran:

„Sind Gottwillche, werti Gäst,
An eurem häutige Hebelfest!
Wer wend e gmüetlich Stündli ha,
Drum nemet redlich Aleil dra!“

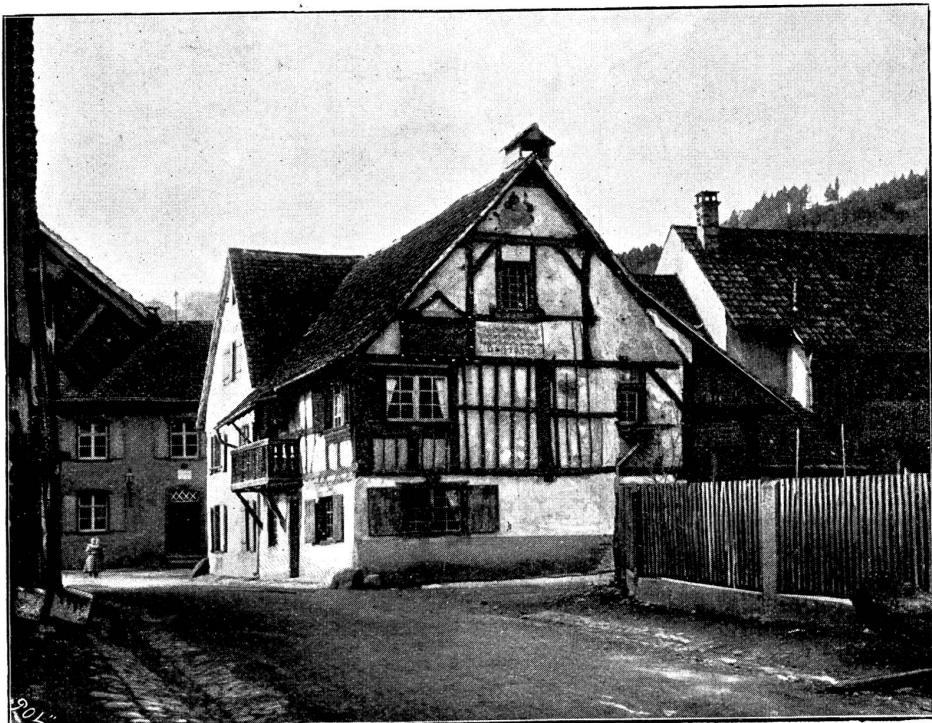
Vor dem Schul- und Gemeindehause hält der Zug; denn links, neben dem Denkmal des Dichters, stehen die Haufener Sänger und lassen das liebliche Hebellied erklingen:

„Re Ghang in Ehre,
Wer will's verwehre?“

Im Saale droben warten schon Frauen und Töchter des Dorfes. Wenn alle Gäste da sind, dicht gedrängt in dem engen Raum, begrüßt der Pfarrer des Ortes die Anwesenden und überreicht schließlich Frauen, welche verkostgeldete Kinder gut halten, Beiträge der Haufener Hebelstiftung. Dann spricht der Vertreter der Basler Freunde — auf alemannisch, und wenn er geschlossen hat, treten die vier Schüler an, die Knaben im Sonntagsgewand, die Mädchen zum ersten Male in der Landestracht:

„mit der margröfer Chappe,
mit de lange Zupfen und mit der längere Hoschnuer,
mit em vierfach ziemmegesetzte Mayländer Halstuech.“

Alle vier recitieren Hebel'sche Gedichte, etwas schülerhaft im Ton natürlich, aber in der unverfälschten Lokalfarbe Haufens, die schon in Lörrach unten nicht mehr ganz die echte Hebel'sche ist. Es folgt die Preisverteilung: Bücher an die vier Kinder, Hochzeitsgaben in Geld an zwei Bräute. Dann geht's wieder im Zuge, ein Jahr nach dem „Alder“, im zweiten nach dem Wirtshaus „Zum Eisenwerk“. Dort setzt man sich nun zu dem fröhlichen, heimeligen, becheidenen und doch so herzerfreuenden „Hebelmähl“. Schon nach der Suppe beginnen die Toaste; das sind aber keine langweiligen Reden mit offiziellem und offiziösem Charakter. Es spricht nur der, dessen Herz etwas zu sagen hat, und wenn es alemannische Verse sind, um so besser. Vor allem wird Hebel gefeiert, ohne daß immer sein Name genannt wird; sein Geist muß nur aus den Worten strahlen, so merken alle, wohin der Dichter oder Sprecher zielt. Alle baslerischen und auch auswärtige Poeten haben am Hebelmähl dem schlichten und doch so tiefen Sänger ein oder mehrere Male ihre Huldigung dargebracht: Karl Rudolf Hagenbach, Friedrich Oer, Philipp Hindermann, Jakob Mähly und viele andere, unter denen noch der Naturforscher Peter Merian, der Kupferstecher Fr. Weber, der Architekt Paul Reber genannt sein mögen. Selbstverständlich fehlt auch nie ein Hoch auf die zwölf Alten, die freudeglänzend dastehen und aus ihren hohen, ungefeierten Vatermördern seelenvergnügt in die Welt und in ihr Glas blicken. Sie selbst reden nicht viel; sie drücken den alten Gästen stumm die Hand und begrüßen die neuen mit freundlichem Nicken. — Eine Art Aufschwung hat das Fest seit fünf Jahren genommen. Angeregt von Basler Damen, deren immer



Das Hebelhaus in Haufen (Schwarzwald). Nach Phot. von Prof. F. Burckhardt in Basel.

eine Anzahl das „Mähli“ mitmachen, hat nämlich die Hebelgesellschaft seit einem Lustrum auch die zwölf ältesten Hauseser Frauen eingeladen, nicht zum Mähte selbst, aber zu einem Kaffee mit Brügelhof. Das ist ein Glänzen auf diesen runzvollen Gesichtern, wenn im Riesenkanne der schwarze Trank kommt. „Wie Bummedäppeli“, hat einmal Paul Heber gesagt, leuchten die Wänglein, und ein Geschwätz geht los, nach welchem die schwergam trinkenden Männer fast verwundert sich umsehen. Um vier Uhr tönt Musik auf der Straße; die Schuljugend kommt, angeführt von ihren Lehrern. Schnell sind die im Hof stehenden Tische besetzt; jedes Kind bekommt Wurst, Wein und Brot, und dazu singen sie aus vollen Kehlen muntere Lieder. Dann und wann steigt ein Knabe auf den Tisch und deflamiert Hebel: „Mi Hamberek hätti glehrt;“ „Isch acht do obe Bauvele feil,“ oder zwei zusammen sagen die liebliche Wechselrede vom „Mann im Monde“ her. Kurz, oben und unten herrscht Freude, Freude in Ehren, wie Hebel sie liebte. An schönen Maitagen spazieren die Gäste gegen Abend nach Schopfheim; ist's kalt oder windig, so besteigt man schon in Häusen wieder den Zug. Im Dorfe selbst geht das Fest weiter; am Abend wird getanzt, und ob sich dann da manchmal zum „Gang in Ehre“ auch ein „Chuß in Ehre“ gesellt, vermag ich nicht zu sagen.

Das ist das Hebelfest in Häusen, der schönste Tag im Jahre für eine ländliche Bevölkerung.

So ehr hier ein Volk seinen Dichter, und da aus der ganzen Umgebung die Hebefreunde nach Häusen kommen, d. h. Pfarrherren, Doktoren, Fabrikanten den Zugang aus der Stadt verstärken, so darf man wohl sagen, daß das ganze Volk da sei; den Kern aber bildet wirklich das Volk selbst, bilden die Bauern und Arbeiter, die sich mit ihrem Dichter aufs innigste verwachsen gefühlt haben, lange bevor das Hebelfest entstanden war und die nur an jedem 10. Mai ihrer Herzensfreude Ausdruck geben.

Was ist es nun, das diesen Dichter Allen so lieb macht? Diese Frage möchte ich zum Schlusse noch stellen. Sie muß eine Frage bleiben, denn das tiefste Wesen der Poesie, das Geheimnis ihres Zaubers für die Menschenseelen wird man schwerlich je ergründen; und daß Hebels Gedichte wirkliche und wahrhaftige Poesie sind, hat noch jeder empfunden, der sie sich hat nahtreten lassen. Man kann diese Gedichte auch nie genug lesen, sie strahlen in immer neuer Schönheit: ein untrügliches Zeichen, daß sie klassisch sind.

Ein wenig allerdings läßt sich ihr Wesen schon erklären. Sie wurzeln vor allem in einer innigen Liebe Hebels zu dem Volke, aus dessen untersten Schichten er heraufgestiegen war. Und dieser Liebe zu seinem Volke stand ein ebenso tiefes Verständnis der Natur zur Seite. Beide Gefühle waren bei Hebel weit entfernt von sentimental Schwärmerei; er hatte zu beiden, zu Volk und Natur, ein völlig gesundes und klares Verhältnis. Darum wäre es auch immer sein Herzenswunsch gewesen, mitten unter diesem Volke, mitten in seinem lieben matzengrünen Wiesenthal zu leben und zu sterben. Er ist je und je dorthin zurückgekehrt, und als er längst in Karlsruhe in angelebener Stellung sich befand, träumte er sich immer noch ein ländliches Ideal, ein Idyll, eine Pfarrrei in Tüllingen, wo man so schön auf den Rhein und auf Basel sieht. „Aber freilich auf dem Tüllingerberge,“ schreibt er einmal, „wär es noch gar viel feiner und lieblicher, wo man doch auch Schnee sieht im Winter und Blüten im Frühling und wo es im Sommer donnert und blitzt, als ob der jüngste Tag im Anzuge wäre. Ich glaube, daß am jüngsten Tag die Morgenröte lauter Blitz sein und der Donner Schlag auf Schlag die Morgenwache anstromeln werde. Wie es dann an ein Betglockläuten gehen wird von Häutingen den Berg herum bis nach Efringen hinab! Wie die Leute sich die Augen reiben werden, wenn es schon tagt!“ Aus solchen Gefühlen der Sehnsucht nach seinem geliebten Überlande sind in Karlsruhe seine Gedichte entstanden. Das

Heimweh hat das beste Teil an ihnen. In Heimwehgedanken hat Hebel sich in das Wesen seines Volkes verent, und diese sind ihm dann zu jenen herrlichen kleinen Idyllen geworden, die seine Hauptwerke sind. Idyllen, so schlicht und wahr, wie das Leben selbst und doch verklärt von einem warmen, milden Scheine; Hebels Menschenliebe, seine stille, friedsame Seele haben diesen Schimmer gewoben, der nie verblichen wird.

Was für einen Eindruck haben z. B. diese Gedichte auf Goethe gemacht! Der jüngere Vogl, dessen Bemerkungen über Schiller und Goethe bekannt geworden sind, schreibt im Januar 1805 an einen Freund: „Ich wollte, du hättest Goethe den Abend gelehrt, als er Hebel's Gedichte gelesen. Nach neun Uhr abends lud er mich noch ein. „Und wenn Sie im Schlafruck wären,“ sagte der Bediente, „Sie sollten nur so zu meinem gnädigen Herrn kommen; er muß Sie noch sprechen.“ Als ich kam, sprudelte ein serapontischer Eruß über die Gedichte, der am andern Morgen um sieben Uhr schon Recension war.“ — Goethe sagt darin bekanntlich, „Hebel sei im Begriff, sich einen eigenen Platz auf dem deutschen Paradies zu erwerben.“ Dann hebt er als besondere Eigenschaft des Dichters hervor, daß er „durch glückliche Personifikation seine Darstellungen auf eine höhere Stufe der Kunst hinaufzuheben“ wisse; er „verbauert“, heißt es weiter, „auf die naivste, anmutigste Weise durchaus das Universum, so daß die Landschaft, in der man doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterter Phantasie nur Eins auszumachen scheint.“ In diesem Anthropomorphismus, in dieser Vermenschlichung der Natur liegt in der That ein Hauptreiz der Poesie Hebels, und das ganz Wunderbare daran bleibt, daß er hier ein Element, das sonst dem Volke eher unverständlich ist, das allegorische, mit einer Leichtigkeit und Sicherheit handhabt, daß jeder Leser meint, es könne gar nicht anders sein, als daß Sonne, Mond und Morgenstern, Winter, Jenner, Samstag und Sonntag und dann gar noch die Kirchtürme und die Wieje, das „närrsche Dingli“ denken und reden wie unsreiner, daß sie mit uns leben als unsere täglichen vertrauten Genossen. Und ebenso eminent volkstümlich wie das Allegorische behandelt Hebel das Moralische, Didaktische und Religiöse. Fast jedem seiner Gedichte hat er einen ermahnenden, belehrenden oder frommen Ton beizumischen gewußt; aber auch dieser klingt so ungefähr natürlich, so freundlich mit, daß man nie denkt: jetzt kommt noch das „fabula docet“, eine Moral von der Geschichte“. Auch das Moralische ist bei Hebel in der reichen Fülle des Poetischen aufgelöst. Man denke hier einmal an einen andern Volkschriftsteller, auch an einen Mann voll ursprünglicher Kraft, an Jeremias Gotthelf. Wie aufdringlich, wie endlos wiederholend wirkt hier die Moral gepredigt, wie wenig geschmackvoll das religiöse Moment den Dichtungen aufgenötigt. Ich sehe überhaupt im ganzen weiten Bereich der deutschen Litteratur nur einen einzigen Dichter, bei dem eine bewußte moralische Tendenz sich dem Leser als einen Teil der Poesie selbst zu geben vermag, und auch dieser Eine hat nur Weniges von dem Zuvielen, was er geschrieben hat, zur Höhe Hebelscher poetischer Moralisierung hinaufheben können; ich meine den alten Hans Sachs.

Ich bin zu Ende und möchte nur noch ein kleines Geschichtchen erzählen. Als der Kupferstecher Friedrich Weber von Basel sein bekanntestes schönes Hebelporträt vollendet hatte, wollte er einen Spruch aus Hebel darunter setzen, ein kurzes Wort, das so recht des Dichters einfaches, reiches Gemüt zeige. Er fand, wohl aus Überfluß an passenden Hebelworten, keines und klagte endlich einer Freundin und Jennerin Hebels seine kleine Not. Und ohne sich lange zu besinnen, nannte sie ihm denjenigen Hebelvers, welcher auch uns noch einmal den ganzen Hebel in seiner lieblichen bescheidenen Innerlichkeit vorführen soll:

„Ne freudig Stündli
Ich's nit e Fündli?“

